



Verstehen Vertrauen Verlässlichkeit

Geschichten aus der Kinder- und Jugendhilfe

DAS RAUHE  HAUS

lebendig. diakonisch. nah.

Inhalt

4 Vorwort



6
Vater und Sohn



10
Eine erstarrte
Familie in die Be-
wegung begleiten



16
Die Kraft eines
großen Traums



19
Wir gehen
Schleifen mit



23
Die Pflegeeltern



27
Tobias in der
Wohngruppe



30
Ein Tagebuch

- 43 **Professionelle Prinzipien**
- 43 Sozialräumliche Orientierung
- 44 Ressourcenorientierung
- 45 Achtsamkeit und Mindset
- 47 Religions- und Kultursensibilität
- 48 Pflegekinderdienst

Liebe Leserin, lieber Leser!

In den Medien erscheint die öffentliche Kinder- und Jugendhilfe meist, wenn etwas Schlimmes passiert ist. Das hat auch etwas mit der Natur des Menschen zu tun. Von den Lebenssituationen betreuter Familien, den Kindern und Jugendlichen sowie der täglichen Arbeit der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter erfährt man dagegen nur selten etwas. Dazu tragen auch wir bei, denn wir müssen die Persönlichkeitsrechte der Betroffenen achten. Zudem mögen sich Menschen, die Hilfe benötigen, meist nicht öffentlich zeigen, und wir haben oft Sorge, dass die Berichterstattung in den Medien allzu plakativ ausfällt.

In der Kinder- und Jugendhilfe des Rauhen Hauses setzen wir uns ein für das Recht auf persönliche und individuelle Förderung der betreuten Menschen und stellen uns ihren tatsächlichen Lebenssituationen.

Wir achten die Persönlichkeit und Individualität jedes Einzelnen.

Vertrauen in die Fähigkeiten und die Entwicklungsmöglichkeiten der Menschen bestimmen unser Handeln. Wir wollen Menschen dazu befähigen, ihr Leben eigenverantwortlich und selbstbestimmt zu gestalten. Wir setzen uns dafür ein, die Lebensbedingungen von Kindern, Jugendlichen und Familien für eine gesellschaftliche Teilhabe zu verbessern, und wir sichern das Kindeswohl. Wir handeln stets auf der Basis des christlich-humanistischen Menschenbildes.

Mit den Geschichten in dieser Broschüre wollen wir von Menschen erzählen, die bei uns begleitet, unterstützt und gefördert wurden oder werden. Wir möchten damit einen authentischen Einblick in ihre Lebensläufe mit ihren Krisen und Entwicklungen geben, an denen wir mitgearbeitet haben. Mitarbeitende der Kinder- und Jugendhilfe haben diese Geschichten aufgeschrieben oder erzählt. Dabei wird auch deutlich, dass ihre Arbeit nie aus einer neutralen Perspektive geschieht, sondern stets verbunden ist mit Einschätzungen, Gedanken, Sorgen und Hoffnungen. Ergänzt ist der Teil der Geschichten mit kurzen Erläuterungen über unsere grundlegenden Arbeitsweisen. Die Geschichten sind wahrhaftig und spiegeln die Verantwortung, Verlässlichkeit und Wertschätzung von und für alle Beteiligten. Diese Darstellung ist keine wissenschaftliche Abhandlung zu Fallverläufen oder den Methoden der Sozialen Arbeit; sie soll Mut und Vertrauen fördern in fachlich begleitete Unterstützung, in eine kritisch-reflexive Haltung und in die Chancen des eigenen Lebens.

Alle Menschen, die in dieser Broschüre vorkommen, haben sich mit der Veröffentlichung einverstanden erklärt. Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes haben wir die wirklichen Namen nicht genannt.

Ich danke allen Beteiligten für ihre Bereitschaft, ihren Mut und ihre Ausdauer bei diesem Projekt!



Dr. Peter Marquard
Stiftungsbereichsleiter Kinder- und Jugendhilfe



Vater und Sohn

Hilfe anzunehmen ist für Jens keine leichte Übung, denn meist war in seinem Leben keine Hilfe da, wenn er sie gebraucht hätte. Doch im Leben des 50-Jährigen hat sich vieles geändert: Seit drei Jahren lebt sein sechsjähriger Sohn Marlon bei ihm, ein lebhafter Junge mit herausforderndem Verhalten – und Jens will, dass Marlon bei ihm bleibt. „Allein würde ich das nicht schaffen“, sagt Jens und dreht sich eine Zigarette. „Ich wollte Unterstützung, ich finde das gut.“

Es ist ein ruhiger Vormittag, Marlon ist noch in der Kita. Sozialarbeiter Sebastian vom Rauhen Haus sitzt auf dem Sofa, er hat belegte Brötchen mitgebracht, Jens hat Kaffee gekocht. Zehn Stunden pro Woche steht ihm die Kinder- und Jugendhilfe des Rauhen Hauses zur Seite, um den oft schwierigen Alltag mit Kind zu bewältigen. Sebastian hilft dem alleinerziehenden Vater bei Behördengängen und Papierkram, seine Kollegin Sonja hält den Kontakt zur Kita und zum Psychologen von Marlon.

Mittlerweile hat sich das gut eingespielt. Dabei sah es zu Anfang nicht gut aus für Jens, doch er hat immer um seinen Sohn gekämpft. Mit Marlons Mutter war er drei Jahre lang zusammen, dann kam Marlon. „Zu Anfang war sie eine Supermama“, erzählt Jens. Doch die Beziehung der Eltern war schwierig, neue Partner kamen ins Spiel, das Paar trennte sich. „Das Hin und Her hat Marlon schwer mitgenommen“,

weiß Jens. Zeitweise lebte der Kleine in einer therapeutischen Lebensgemeinschaft, doch keine Beziehung war in seinem kurzen Leben von Dauer. „Abschied ist ein großes Thema, das ist immer eine Katastrophe“, erklärt Sozialarbeiter Sebastian.

Marlon wollte bei Papa bleiben, doch für Gericht und Jugendamt war fraglich, ob dies dem Kindeswohl dient. Denn Jens hat selbst eine Menge schweres Lebensgepäck. Seine Eltern waren beide Alkoholiker, er und seine sechs Geschwister wurden schwer misshandelt, bis die Nachbarn dazwischengingen. Die Kinder wurden verteilt, Jens wuchs bei Tante und Onkel auf, die ihm wie seine Eltern waren. Nach der Hauptschule hatte er verschiedene Jobs, „aber ich hab viele gesundheitliche Probleme, da bin ich arbeitslos geworden.“ Eine Ehe scheiterte, die Verbindung zu Marlons Mutter war von Anfang an kompliziert, denn auch sie hatte kein leichtes Leben. Sie hatte psychische Probleme, „wir haben uns eben gegenseitig beschissen“, sagt Jens. Auch gesundheitlich ist er immer noch schwer angeschlagen. „Herzinfarkte, Diabetes, kaputter Rücken, eine Angststörung“, zählt er nüchtern auf. Und ausgerechnet er wollte sich um seinen Sohn kümmern, der selbst so viele Probleme hatte?

Sozialarbeiterin Sonja wurde vom Gericht beauftragt zu prüfen, ob Jens es schaffen könnte. Drei Monate lang lebte Marlon bei Jens – unter Beobachtung durch die Kinder- und Jugendhilfe. „Sie haben geguckt, ob ich mit Marlon gut umgehe und ob ich ihm einen guten, sicheren Ort geben kann“, erläutert Jens. Sonja war skeptisch, weil der Konflikt der Eltern nicht geklärt war. Marlon geriet immer wieder zwischen die Fronten. Doch bei der Mutter zu leben war für ihn keine Alternative, denn auch Marlons Halbbruder war schon aus der Familie genommen worden. Das Gericht gab Jens schließlich eine Chance – mit der Auflage, sozialpädagogische Familienhilfe in Anspruch zu nehmen.

Seither teilen sich Vater und Sohn eine kleine Wohnung in der ersten Etage eines Reihenhäuschens. Sebastian und Sonja sind regel-

mäßig hier, um zu sehen, was die beiden brauchen. Für Jens ist es manchmal nicht leicht, Marlons Verhalten auszuhalten. „Er hat eine große Klappe wie ein 16-Jähriger und muss immer das letzte Wort haben, das geht manchmal schon an die Substanz“, sagt er seufzend. Marlon hat früh sein Leben selbst in die Hand nehmen müssen und für sich gesorgt, so gut er konnte. Regeln zu akzeptieren, die von außen kommen, fällt ihm schwer, Vertrauen baut er nur langsam auf – „und wenn es eine Krise gibt, dann fängst du wieder bei Null an.“

Über Gefühle zu reden fällt Jens nicht leicht, da haut er lieber mal einen flapsigen Spruch raus. Doch wenn es um Marlon geht, wird sehr deutlich, wie er sehr an seinem Sohn hängt und dass er alles tun will, um ihn zu behalten, „zumindest bis er mit 15 aus dem Größten raus ist.“

Offenbar hat der Junge verstanden, dass die kleine Wohnung seines raubeinigen Vaters für ihn ein sicherer Ort ist – ein Halt fürs Leben. „Marlon entwickelt sich, er lernt dazu“, ist Sebastians Einschätzung. „Er ist intelligent und wird seine Probleme durch Denken lösen können. Die Welt ist für ihn nicht mehr nur bedrohlich.“ Das ist ein Anfang.

Eine erstarrte Familie in die Bewegung begleiten

Ich arbeitete seit etwa drei Jahren in den Hilfen zur Erziehung im Rauhen Haus. Zu diesem Zeitpunkt fragte das Jugendamt für eine Familie bei uns an, deren offensichtliches Problem darin zu bestehen schien, dass der sechsjährige Sohn der Familie den Schulbesuch verweigerte.

Familie Singh hat indische Wurzeln. Die Mutter, Antara Singh, war als Kind mit ihren Eltern nach Deutschland gekommen und sprach gut deutsch. Der Vater, Himel Singh, war von Antara als ihr Ehemann ausgesucht und nach Deutschland geholt worden. Antara erzählte mit Glück in den Augen von ihrer großen Liebe zu Himel. Sie kannte ihn aus Kindheitstagen und hatte sich sofort in ihn verliebt, als sie ihn als Erwachsene wiedertraf. In der Tat schien diese beiden Menschen etwas Besonderes zu verbinden.

Ich erwartete einen indischen Patriarchen und fand einen sehr freundlichen, fast schüchternen Mann vor. Beide Eltern wirkten sehr verunsichert und schauten mich an, als ob ich, wie die „Super-Nanny“, für die Lösung ihrer Probleme ein Patentrezept parat hätte.

Najuk, der sechsjährige Junge, war vor kurzem großer Bruder eines kleinen Mädchens, Amana, geworden. Zuerst vermutete ich, dass er sich durch die Geburt seiner kleinen Schwester „entthront“ fühlen könnte und die Aufmerksamkeit der Eltern durch Schulschwänzen an



sich zu binden versucht. Dann erfuhr ich, dass der Schulbesuch bereits seit Beginn der Schulzeit schwierig war. Najuk wollte nicht mit den anderen Kindern und der Lehrerin im Klassenraum bleiben. Sobald die Eltern den Raum verließen, begann er herzzerreißend zu weinen und ließ sich nicht beruhigen. Die Lehrerin von Najuk war inzwischen deutlich hilflos und am Ende mit ihren Ideen. Die Eltern erzählten, dass sie gesagt habe, Najuk würde aus der Familie genommen werden, wenn sich sein Verhalten nicht ändern würden. An dieser Stelle der Schilderung begann die Mutter zu weinen. Als ich die Betreuung der Familie übernahm, wurde Najuk zu Hause beschult.

Auf meine Frage, wie Najuk auf die Geburt seiner kleinen Schwester reagiert hätte, erzählte die Mutter, er habe sich gefreut. Sie sagte, er gehe mehrfach am Tag an ihre Wiege und schaue nach ihr. Etwas in der Art, wie die Mutter dies sagte, machte mich stutzig und ich hakte vorsichtig nach.

Ich erfuhr, dass vor etwa einem halben Jahr die achtjährige Nichte der Eltern verstorben war.

Himal Singh erzählte, dass er seinem Schwager sehr nah stehen würde, der in Deutschland in der Nachbarschaft lebte. Er habe dessen Tochter immer sehr gerne gehabt. Daher war es sein Vorschlag, dem Neugeborenen den Namen des verstorbenen kleinen Mädchens zu geben, um es in Erinnerung zu behalten und die Familie des toten Kindes zu ehren.

Als ich nach dem Grab von der verstorbenen Amana fragte, erzählten die Eltern, dass sie bei der rituellen Verbrennung nicht dabei gewesen wären. Amana sei kurz nach ihrem Tod nach Indien überführt und dort verbrannt worden. Sie haben am Telefon vom Tod erfahren und das Kind dann noch einmal aufgebahrt gesehen. Najuk hätte im Vorzimmer gewartet. Meine Hypothese, dass Najuk möglicherweise an der Wiege seiner Schwester steht, weil er unsicher ist, ob sie vielleicht auch einfach „verschwindet“, so wie seine eigene Cousine, konnten die Eltern nachvollziehen.

Ich bat die Eltern, ein Foto von der toten Amana zu besorgen und im Regal neben dem Foto der sehr lebendigen kleinen Tochter aufzustellen, damit die beiden Amanas als unterschiedliche Personen wahrnehmbar werden. Zudem sprach ich mit den Eltern über eine Reise nach Indien zur Begräbnisstätte von Amana. In der Religion der Familie gibt es spezielle Trauerrituale. Eines sieht vor, dass ein Jahr nach dem Tod einer Person alle Familienmitglieder noch einmal zusammenkommen und rituell trauern.

Die Eltern entschieden, zu diesem Ritual zusammen mit ihren Kindern nach Indien zu fliegen und Amana die letzte Ehre zu erweisen. Wir überlegten zusammen, wie sie mit Najuk kindgerecht vom Tod und von ihrem Glauben, wie es nach dem Tode weitergehen wird, sprechen könnten.

Nun erklärten diese Erkenntnisse aber die Schulverweigerung von Najuk noch nicht. Da kam mir eine Idee. Ich hatte gerade eine familientherapeutische Zusatzausbildung zur systemischen Familientherapeutin begonnen. Inspiriert von meiner Fortbildung, beschloss ich, ein Genogramm, einen Familienstammbaum, zu erstellen. Die Eltern hatten inzwischen über so viele Familienmitglieder berichtet, dass ich Schwierigkeiten hatte, in dieser großen, unübersichtlichen Familie die Personen richtig zuzuordnen. Da Kinder tief mit ihren Familien verbunden sind, haben ihre Verhaltensweisen oft ihre Ursachen in Familienthemen. Daher hoffte ich, dass ein Überblick über die Familienzusammenhänge mehr Klarheit in Bezug auf Najuks Symptom bringen würde.

Im Genogramm zeigte sich, dass die Eltern, Antara und Himal, miteinander verwandt waren.

Sie hatten denselben Großvater. Mit Himals Großmutter war der Großvater verheiratet gewesen. Aus dieser Verbindung gab es sechs Kinder, unter anderem Himals Mutter. Mit Antaras Großmutter hatte der Großvater eine lange, innige Liebesbeziehung, aus der insgesamt fünf Kinder hervorgingen, darunter auch Antaras Vater. Der Großvater

wurde mir als Patriarch einer wohlhabenden Familie geschildert. In seiner Familie machte er die Gesetze. Seine Frauen jedoch befanden sich im ständigen Konkurrenzkampf. Inmitten eines heftigen Streits, so erzählten Himäl und Antara, sei der Großvater wütend weggegangen. Er sei zehn Tage lang verschwunden gewesen, dann sei er tot aufgefunden worden.

Antaras Vater habe kurze Zeit später entschieden, mit Frau und Kindern nach Deutschland auszuwandern wie auch andere Menschen der „geliebten“ Seite. Die Familie sei auseinandergebrochen.

Durch die Aufdeckung dieser traumatischen Geschichte wurde mir klar, welche Kräfte in dieser Familie wirkten. Die Eltern hatten aufgrund des Verschwindens und des Todes des Großvaters einen inneren Glaubenssatz entwickelt. Sie waren überzeugt, dass es existenziell gefährlich war, Zeit getrennt von der Familie zu verbringen. Sie hatten erlebt, dass jemand verschwand und nie wiederkehrte. Als logische Folge hatten sie immer alles zusammen oder in einem größeren Familienzusammenhang gemacht. Die Einschulung von Najuk brachte das sorgsam gepflegte Konstrukt ins Wanken.

Najuk verhielt sich in seiner Schulverweigerung also unbewusst systemkonform. Er schützte seine Eltern, damit diese nicht an ihre tiefsten Ängste kommen mussten und ermöglichte es ihnen, bei ihm in der Schule zu bleiben. Mit der Drohung der Lehrerin, Najuk würde vielleicht aus der Familie genommen werden, benannte sie das Grundthema der Familie, ohne es zu wissen. Sie reaktivierte so einerseits die alten Stressmuster, brachte die Familie andererseits jedoch auch dazu, ernsthaft an sich arbeiten zu wollen.

Familie Singh war sehr bereit, zu reflektieren und an Veränderungen mitzuwirken. Ich entschied mich für ein beständiges Training mit allen Familienmitgliedern und fing damit an, Najuk in die Schule zu begleiten. Nachdem ich die Eltern bestärkt hatte, Najuk klar und deutlich zu verabschieden, brachte ich ihn zur Schule. Den ersten Tag blieb ich dort und wir feierten alle zusammen sein Wiederkommen nach Schul-

schluss. Am zweiten Tag brachte ich ihn nur hin und überließ das Zurückbringen der Lehrerin. Najuk ließ sich dann den Rest der Woche von seiner Lehrerin holen und bringen. Und die Woche darauf übernahmen die Eltern diese Aufgabe, verließen dann aber während des Unterrichts die Schule.

Ich war überrascht, wie schnell die Familie zur Verhaltensänderung bereit war und wie (relativ) wenig es jetzt noch von professioneller Seite an Unterstützung und Begleitung brauchte, um tatsächlich in eine heilsame Bewegung zu kommen. Antara und Himäl konnten sich sehr schnell von ihrer Furcht befreien, nachdem sie die Ursachen erkannt hatten. Sie brauchten nur noch etwas Training und das Sammeln positiver Erfahrungen.



Die Kraft eines großen Traums

Für manche Kinder ist der Start ins Leben schwer. Matthias war so ein Kind: Seine Mutter war psychisch krank, er und seine drei Geschwister haben nie ein festes Zuhause gekannt. In seinem Leben gab es lange nichts, worauf er sich verlassen konnte. Er hatte große Schwierigkeiten, für sich selber zu sorgen, kam morgens nicht aus dem Bett, ernährte sich schlecht und achtete nicht auf sich. Als er mit 21 Jahren Vater einer Tochter wurde, konnte er sich nicht gut um sie kümmern. Die Mutter, selbst psychisch schwer belastet, war ebenfalls nicht in der Lage, für ihr Kind zu sorgen.

Die Familienhilfe des Rauhen Hauses betreute die Familie und es wurde klar: Das Kind konnte nicht in der Familie bleiben. Das Gericht setzte nach Anrufung durch das Jugendamt einen Vormund ein und Matthias' Tochter wurde in einer Pflegefamilie untergebracht. Dort lebt die Elfjährige immer noch und entwickelt sich gut.

Für Matthias war dieser Schritt – wie für die meisten Eltern – schwer, er hatte große Angst vor Vorwürfen aus der Familie, dass seine Tochter nicht mehr bei ihm, sondern bei Fremden lebt. Für seine eigene Entwicklung aber und für das Wohl seiner Tochter war es unumgänglich. Doch bis Matthias das verstehen konnte, dauerte es. Er hatte keinen Lebensmut, wurde depressiv und traute sich nicht zu, sein Leben selbst meistern zu können. Eine Kur und eine Therapie stabilisierten

ihn, er schloss neue Bekanntschaften und machte erste vorsichtige Schritte auf dem Weg in ein Leben mit mehr Lebensqualität.

Dazu gehörte für den heute 32-jährigen auch, dass seine Tochter eines Tages wieder zu ihm kommen kann. Voraussetzung dafür ist, dass er für sie sorgen kann – aber wie? Die Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe, die ihn auch in Krisen immer bedingungslos unterstützt haben und zu denen er großes Vertrauen hat, wollten von ihm wissen, was er gern machen möchte. Das überraschende Ergebnis: Von Kindesbeinen an wollte Matthias Lokführer werden. Ein Informationstag der Bahn brachte die Erkenntnis, dass er das schaffen kann, wenn er will. Matthias wollte!

Mit großem Engagement begann er wieder zu lernen und schaffte seinen Hauptschulabschluss. Er musste verschiedene Maßnahmen durchhalten, um das Jobcenter von seiner Ernsthaftigkeit zu überzeugen. Mit Unterstützung, Ermutigung und Begleitung zu den Behörden schaffte er es schließlich: Nach knapp zwei Jahren wird er seine Ausbildung beenden und bald als Lokführer arbeiten können. Darauf ist er sehr stolz.

Matthias' Tochter ist auch stolz auf ihren Papa, denn sie sieht, was er alles schon geschafft hat. Er ist vor allem erwachsen geworden, kann für sein eigenes Leben – und bald auch für das seiner Tochter – Verantwortung übernehmen.

Wir gehen Schleifen mit

Lisa zieht mit 14 Jahren in unsere Einrichtung. Die Konflikte zwischen den zusammenlebenden Eltern belasten sie zu sehr. Immer wieder wird sie Zeuge von gewalttätigen Auseinandersetzungen der Eltern und ihrem übermäßigen Alkoholkonsum.

Die Mutter hat hohe Ansprüche an uns. Sie gibt uns Ziele für die Betreuung ihrer Tochter vor, zum Beispiel ein regelmäßiger Schulbesuch und das Einhalten geltender Regeln der Einrichtung. Vorwiegend in den späten Abendstunden ruft sie in der Wohngruppe an, fordert ein sofortiges Eingehen auf ihre Anliegen und übt stets Kritik an der Arbeitsweise der Betreuerinnen und Betreuer. Es scheint wie ein Versuch, ihre Versäumnisse in der Erziehung ihrer Tochter zu kompensieren.

Wir treffen uns mit ihr zu einem zwanglosen Gespräch bei Kaffee und Kuchen. Dabei hat sie die Gelegenheit, ihre Wünsche und Erwartungen zu benennen. Wir vereinbaren, dass die Einrichtung sich einmal wöchentlich telefonisch bei ihr meldet, um sie über Lisa zu informieren und Fragen zu klären. Wir verabreden feste Zeiten, in denen sie sich telefonisch an die Einrichtung wenden kann.

Schließlich kommt es zur Trennung der Eltern. Lisa pflegt weiterhin engen Kontakt zu ihrer Mutter, trifft sich häufig mit ihr. Zu Übernachtungen bei der Mutter kommt es in der Regel nicht, da es bei den

Treffen zu Konflikten kommt. Enttäuscht kehrt das Mädchen dann am Abend in die Wohngruppe zurück.

Lisas Schulbesuche werden unregelmäßig. Sie verlässt die Wohngruppe am Morgen, lässt in ihrem Zimmer das Fenster offen und klettert gleich wieder durchs Fenster zurück in ihr Zimmer. Am Nachmittag klettert sie wieder hinaus, wird an der Haustür von den Betreuern empfangen und erzählt vom Schultag. Als die Betreuer dann ihr Zimmerfenster schließen, nachdem sie am Morgen das Haus verlässt, werden die Schulbesuche wieder regelmäßiger.

Im Lernentwicklungsgespräch geben die Lehrkräfte an, dass sie das Potenzial habe, das Abitur zu erreichen. Das trifft bei Lisa auf Ablehnung. In ihrer Familie habe niemand Abitur, dies sei nur Zeitverschwendung. Ihr reiche der erste Schulabschluss, denn sie wolle schnell Geld verdienen. Die Zusammenarbeit mit der Mutter bleibt schwierig.

Mittlerweile ist Lisa in einer Beziehung zu einem Mitbewohner mit vielen Konflikten und körperlichen Auseinandersetzungen. Überraschend verlangen die Eltern den Auszug des Jungen aus der Wohngruppe. Sie unterstützen ihre Tochter und haben einen Vorschlag:

Die Eltern wollen wieder zusammenziehen und der mittlerweile 16-Jährigen die Wohnung des Vaters überlassen. Bis es soweit ist, zieht Lisa probeweise wieder zur Mutter, kehrt aber einige Wochen später in die Wohngruppe zurück. Auch hier fühlt sie sich nicht mehr wirklich wohl. Sie hat andere Ziele und ist enttäuscht über den Verlauf der letzten Wochen.

Die Hoffnung, bald in die Wohnung des Vaters ziehen zu können, lässt sie durchhalten. Sie findet die Kraft, sich von ihrem Freund zu trennen. Doch die Eltern ziehen nicht wieder zusammen, die Konflikte sind zu groß. Die Wohnung des Vaters ist keine Option mehr.

In der Wohngruppe gibt es viele Veränderungen. Andere Jugendliche, mit denen Lisa dort eine gute Beziehung aufgebaut hatte, ziehen aus der Wohngruppe aus. Hier hält sie nichts mehr. Als die Mutter ihr erklärt, sie würde ihre Wohnung verlieren, weil sie für sie allein zu



groß sei, zieht sie schließlich wieder zurück zur Mutter. Die Hilfe wird beendet.

Der Kontakt zur Wohngruppe bleibt jedoch bestehen, denn Lisa nutzt weiterhin immer wieder die Betreuerinnen und Betreuer der Einrichtung als Ressource. Sie beraten sie, wie sie eine eigene Wohnung finden und finanzieren kann. Lisa schafft ihren Schulabschluss, findet eine Wohnung und beginnt eine Ausbildung bei einem Discounter. Ihre Beziehung zu ihrem Ex-Freund lebt wieder auf. Er ist in einer Wohnung des Rauhen Hauses untergekommen. Lisa unterstützt ihn bei Behördenangelegenheiten, finanziert sich ihren Führerschein und kauft sich ein Auto. Zwei Jahre später steht sie kurz vor der Prüfung. Der Discounter bietet ihr eine Stelle als Filialleiterin an. Mit ihrem Freund ist sie immer noch zusammen, sie suchen nach einer gemeinsamen Wohnung.

Die Pflegeeltern

Eigentlich könnten Miriam Sommer und ihr Mann ein entspanntes Leben haben. Die beiden eigenen Kinder sind erwachsen, sie haben ein schönes Zuhause in einer ruhigen Siedlung im Westen Hamburgs. Doch die Sommers haben sich entschieden, Pflegekinder in ihrer Familie aufzunehmen.

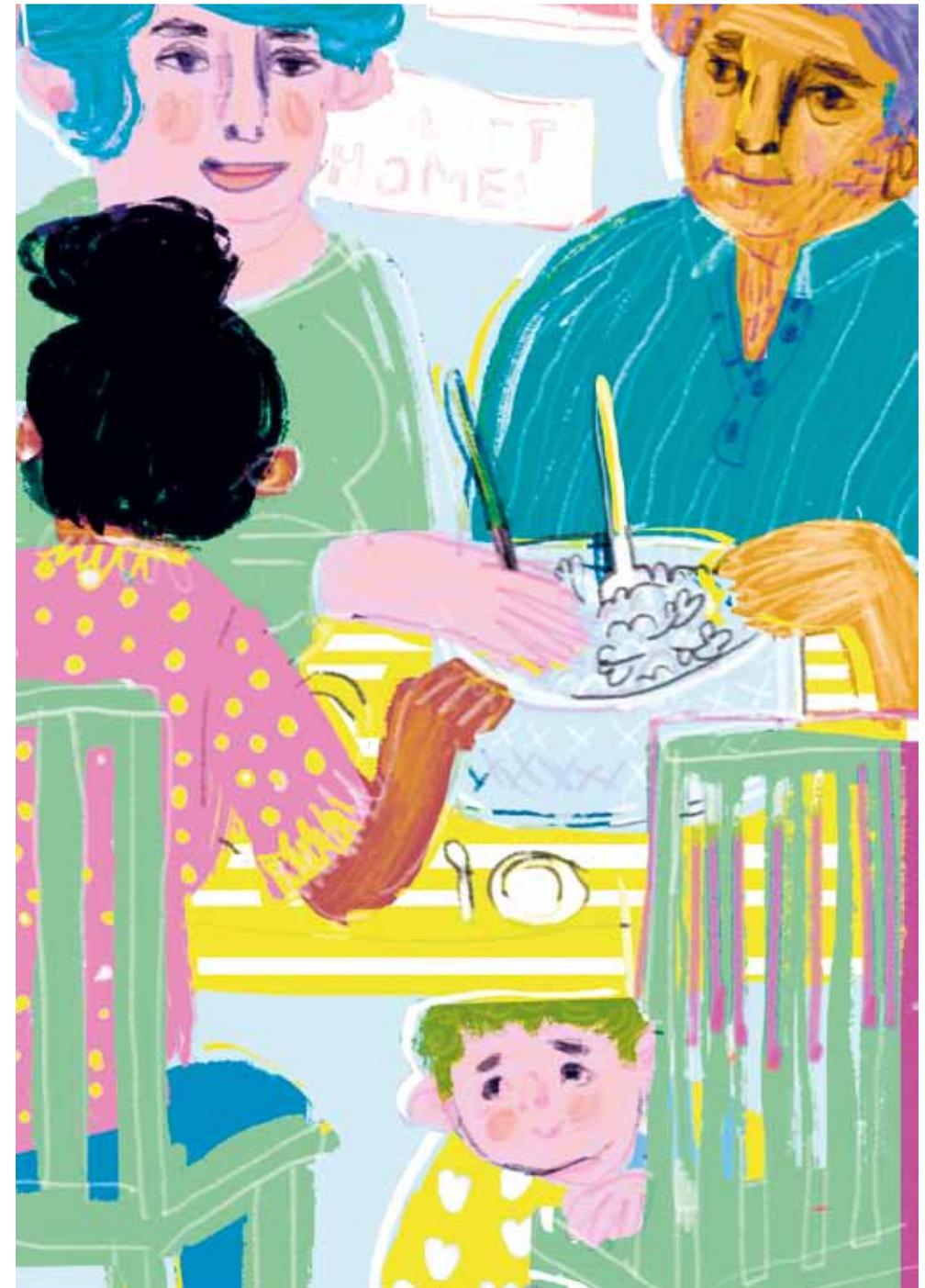
Dass hier Kinder wohnen, sieht man auf den ersten Blick. Im Vorgarten des Reihenhäuschens steht ein Bobbycar, an der Küchentür hängen Buntstiftzeichnungen, am großen Kühlschrank halten Magnete viele Familienfotos fest. Es ist ruhig an diesem Vormittag, Philipp und sein kleiner Bruder Jason sind im Kindergarten, bald wird der Große eingeschult. Doch Miriam Sommer freut sich schon, wenn ihre beiden Wirbelwinde am Nachmittag wieder da sein werden.

Die Hamburgerin ist ein grundoptimistischer Mensch. „Schwierigkeiten sind Herausforderungen“, findet sie und packt da an, wo es Not tut. So kam die Familie zu ihrem ersten Pflegekind Ramona. Eine Jugendfreundin, die mit ihrem Leben überfordert war, bat sie, ihr Baby für eine Weile zu nehmen. „Ich war ziemlich blauäugig“, sagt Miriam Sommer im Rückblick. Drei Wochen blieb die kleine Ramona, dann holte die Mutter sie ab. „Danach war erst mal Funkstille“ – bis zu einem erneuten Hilferuf der Jugendfreundin, „da war Ramona sechs.“ Die Sommers hielten Familienrat und beschlossen, das Mädchen so lange zu sich zu nehmen, bis

die Mutter Drogenentzug und Therapie erfolgreich abgeschlossen hätte. Doch das zuständige Jugendamt hatte andere Pläne: Ramona sollte bis zur Volljährigkeit bei den Sommers bleiben. „Das Erfahren wir erst aus dem Hilfeplan“, sagt Miriam Sommer trocken. Nun gut: Das Ehepaar legte mit Erfolg die Pflegeelternprüfung ab und Ramona blieb erst einmal.

Das Mädchen war von ihrem noch jungen Leben bereits traumatisiert und verhaltensauffällig. Dazu kam noch die Diagnose ADHS und eine vermutete vorgeburtliche Schädigung durch den Alkoholkonsum der Mutter während der Schwangerschaft. Die Sommers hatten schwierige Zeiten. „Es ist nicht gut, wenn sich ein Kind immer nur im Kreis dreht“, fanden sie und beschlossen, ein weiteres Pflegekind aufzunehmen. Die Wahl fiel auf den vierjährigen Philipp, der bereits eine Menge schlechter Erfahrungen gemacht hatte. Beide Eltern waren sehr jung und konnten ihn nicht versorgen. Der Junge wechselte zwischen Pflegestellen und dem Kinderschutzhaus hin und her, es gab Gewalterfahrungen. Die Unterstützung vom Jugendamt Mitte gab den Ausschlag, dass die Familie sich vorstellen konnte, es mit Philipp zu versuchen. „Wir hatten Sorge, wie es mit dem Vormund und uns laufen wird“, sagt die Pflegemutter – und war positiv überrascht, als er beim ersten Treffen erklärte, wie wichtig es sei, dass alle an einem Strang ziehen. „Er kam mit seinem Hund bei uns zu Hause vorbei, das war sehr entspannt und nett“, freut sie sich noch heute.

Auch die Fachkräfte beim Jugendamt überraschten sie. „Bei Ramona waren unsere Erfahrungen mit einem anderen Jugendamt eher neutral. Das waren für uns Büroangestellte, die eben ihre Arbeit machten. Hier waren das Menschen, die sich für das Kind einsetzen! Man hat uns toll begleitet und beraten, auch finanziell, die Leistungen wurden ohne Wartezeiten gezahlt – das kannten wir anders.“ Die Mitarbeiter kamen ins Haus, um sich persönlich ein Bild zu machen. „Das war für mich sehr wichtig, es hat mir Bestätigung und Sicherheit gegeben.“ Die Dame vom Pflegekinderdienst stand ihnen ebenfalls zur Seite: „Sie war sehr direkt und menschlich, das hat uns sehr beeindruckt.“



Drei Monate dauerte es, bis alle Pflöcke eingeschlagen waren. „Ich hatte ganz schön Bammel vor der ersten Begegnung, vielleicht findet er uns ja doof“, erinnert sich Miriam Sommer. Doch das Eis war schnell gebrochen, Philipp fasste Vertrauen. „Für ihn ist es wichtig, das Gefühl zu haben, dass wir ohne Wenn und Aber zu ihm stehen und uns für ihn einsetzen“, hat sie gelernt.

Auch Ramona war begeistert vom neuen Bruder. Doch anders als das laute, fordernde Mädchen war er in den ersten Monaten in sich gekehrt, „manchmal versteckte er sich unter dem Tisch.“ Mittlerweile ist er angekommen, findet Miriam Sommer, „er ist viel entspannter.“

Ramona verließ die Familie, die leibliche Mutter hat sie wieder zu sich genommen. „Wir hatten viele Konflikte miteinander, die Wärme blieb auf der Strecke“, sagt Miriam Sommer traurig. „Es gibt eben immer schwierige und schöne Zeiten.“ Doch dass der Weg als Pflegemutter für sie der richtige ist, daran hatte sie keinen Zweifel. So entschloss sich die Familie, Philipps zwei Jahre jüngeren leiblichen Bruder Jason ebenfalls aufzunehmen. „Die Brüder kannten sich, die Mutter war einverstanden, das war eine tolle Lösung.“

Das Zusammenleben klappt gut, was auch daran liegt, dass die leibliche Mutter den Wunsch hatte, dass beide Söhne zusammenbleiben können. „Sie ist Mama, ich bin Miri“, sagt die Pflegemutter. „So soll es sein.“ Vor der leiblichen Mutter hat Miriam Sommer großen Respekt. „Für sie ist es schwer und sie hat viel Mut, sich einzugestehen, dass sie ihre Kinder nicht gut genug versorgen kann und sie gehen zu lassen.“ Missglückte Pflegeverhältnisse scheitern oft daran, dass das Elternrecht Vorrang vor dem Kindeswohl bekommt, findet Miriam Sommer. In ihrem Fall ziehen alle an einem Strang. „Wenn alle Beteiligten, von Fachkräften über Eltern und Pflegefamilien, im Blick haben, was das Kind braucht, kann Pflege wirklich gelingen!“

Ihre Entscheidung für Pflegekinder haben die Sommers bis heute nicht bereut. „Das liegt auch an der tollen Unterstützung durch die Fachkräfte. Ihnen gebührt ein ganz dickes Dankeschön!“

Tobias in der Wohngruppe

Tobias kam mit 18 Jahren zu uns in die Wohngruppe. Damals hatte er schon eine Menge im Gepäck, denn er hatte – wie viele Jugendliche – oft zu viel getrunken und dann Mist gebaut. Acht Monate Haft hatte er sich eingehandelt, weil er betrunken beim Zündeln erwischt worden war. Tobias ist ein netter Kerl, dem klar war, dass das nicht in Ordnung war, was er gemacht hatte – eher ein Mitläufer als ein Anstifter.

Bei uns entwickelte er sich von Anfang an gut, war hilfsbereit und freundlich, er wollte es schaffen. Mit viel Einsatz begann er eine geschützte Malerausbildung, alles lief rund. Doch kurz bevor wir alle zusammen unsere Sommerreise antreten wollten, hatte er ein richtiges Tief. Er trank wieder, verletzte sich selbst. Wir sind an seiner Seite geblieben, haben ihn wertgeschätzt und unterstützt. Das war für ihn ein krasser Gegensatz zu dem, was er in seiner Familie erlebt hatte. Seine Mutter hat immer nur über ihn gemeckert und ihn runtergemacht.

Tobias hat gespürt, dass wir es gut mit ihm meinen, er hat sich auf uns eingelassen und uns vertraut. So hat er sich wieder gefangen. Der Alkohol blieb sein Begleiter, von der Sucht kam er nicht los. Immer wieder gab es Abstürze, doch er blieb bei der Ausbildung dran.

Nach anderthalb Lehrjahren brach er sich – mal wieder betrunken unterwegs – das Bein, zweimal musste er operiert werden. Drei Mona-



te lang musste er bei uns zu Hause in der Wohngruppe bleiben. In dieser Zwangspause machte er eine große persönliche Entwicklung. Tobias interessierte sich für alles Medizinische rund um seinen Unfall und die Behandlung, er wurde zum Experten für die eigene Gesundheit.

Durch die viele Zeit, die er in der Wohngruppe verbrachte, bekam er auch mehr von seinen Mitbewohnern und ihren Problemen mit. Er nahm Anteil und die anderen Jugendlichen öffneten sich. Er wurde oft von uns um Rat gefragt und wurde in dieser Zeit so etwas wie unser inoffizieller Praktikant. In dieser Zeit hat er viel an Selbstvertrauen gewonnen.

Seine Ausbildung zum Malergesellen hat Tobias erfolgreich abgeschlossen, mittlerweile lebt er in einer eigenen Wohnung. Er hat begriffen, dass er sein Alkoholproblem ernst nehmen muss. Und er hat Pläne: Vielleicht wird er noch eine Ausbildung machen, die sein medizinisches Interesse und seine sozialen Kompetenzen verbindet. Tobias möchte Krankenpfleger werden.

Ein Tagebuch

September 2005

Lieber David, heute sehe ich dich das erste Mal – ein properes Neun-Monats-Kerlchen mit kleiner bunter Kinderbrille kommt in den Raum des Alleinerziehenden-Treffs der Elternschule gekrabbelt. Hier kennst du dich aus, schließlich warst du schon mit deiner hübschen, jungen Mutter in der Babyjahresgruppe und im offenen Babytreff. Entsprechend selbstbewusst ist dein wacher Blick – abschätzend, ernsthaft und ich weiß sofort: Wir werden noch viel miteinander zu tun haben.

Februar 2006

Lieber David, heute ist Faschingsfest in der Elternschule. Stolz kommst du mit deinem kleinen Fußballtrikot hereingewackelt. Deine strammen Beinchen durchqueren den Raum. Du läufst nun sicher und sprichst schon richtig flüssig ohne Babysprache. Du und deine Mutter seid ein eingespieltes Team. Dein Vater dagegen spielt in deinem Leben keine Rolle. Wie viel er verpasst!



September 2006

Lieber David, nun bist du schon seit einem Jahr in der Kinderbetreuung der Alleinerziehenden-Gruppe. Du pflegst deine festen Rituale. Immer wenn du den Raum betrittst, wird die Brotdose ausgepackt und du berichtest detailliert über den aktuellen Inhalt. Erst dann gehst du zum Spielen. Ihr seid eine richtige feste kleine Familiengruppe, vier der Kinder wirst du Jahre später im Kinderzeit-Projekt wiedertreffen.

September 2007

Lieber David, nun bist du ein Kindergartenkind. Jeden Morgen fährst du mit deiner Mutter nach Barmbek in den Kindergarten, damit sie von dort weiter zur Arbeit pendeln kann. Ein langer Tag für so einen kleinen Knirps. Die ersten Schatten legen sich nun immer öfter auf eure Zweierbeziehung. Wenn dir etwas nicht gefällt, gerätst du so sehr in Wut, dass du krampfst – sehr effektiv und unübersehbar.

Liebe Katja, jeden Montag komme ich mit Mama zur Gruppe. Manchmal bin ich ganz schön kaputt. Ich muss ja immer ganz früh aufstehen und wenn ich in der Elternschule ankomme, war mein Tag schon ganz schön lang. Am liebsten mag ich mit den anderen Kindern und den Betreuerinnen Abendbrot essen. Das ist ganz anders als zu Hause. Wir sind dort wie eine kleine Familie mit vielen Geschwistern. Dann ist immer ordentlich was los.

September 2011

Lieber David, wie die Zeit vergeht. Jeden Montag treffe ich dich. Du bist ein aufgewecktes Bürschchen. Verbal steckst du alle Altersgenossen in

die Tasche, plauderst charmant mit den Erwachsenen. Leider klappt es in der Schule nicht besonders gut. Du hast einfach manchmal so viel Zorn und Wut im Bauch. Für Ansagen und Argumente anderer bist du schwer empfänglich. Schon manch ein Lehrer reagiert deshalb bereits etwas dünnhäutig und empfindlich auf dich.

Nun hat sich dein Vater wieder bei euch gemeldet und wünscht sich Kontakt mit dir. Wie viel Hoffnung kann man auf diesen Kontakt setzen? Deine Mutter ist äußerst besorgt. Sie möchte dich vor Enttäuschungen bewahren. Wir stellen euch für den ersten Besuch Räume der Elternschule zur Verfügung. Dein Vater kommt und ihr verbringt zwei tolle Stunden zusammen, mal zu zweit, mal mit den anderen Kindern. Du platzst vor Stolz, die anderen sind ganz neidisch. Doch kurz darauf ist unter der Handynummer deines Vaters keiner mehr erreichbar. Ich sehe deine hochgezogenen Schultern, deinen Schmerz und deinen Zorn und fühle tiefes Mitempfinden für diesen verzweifelten, kleinen Jungen.

Liebe Katja, ich bin wirklich stinksauer und traurig zugleich. Ich war so sicher, dass mein Vater diesmal bei mir bleibt. Habe ich etwas falsch gemacht? Ich bin auf alle(s) und jeden wütend, kann ich denn gar nichts mitbestimmen? Überall wird es immer schwieriger und komplizierter. Auch in der Schule macht es nicht mehr richtig Spaß. Ich hätte gerne einen echten Freund, einen, dem ich alles anvertrauen kann. Aber die meisten spielen lieber nur Fußball.

Jahresende 2011

Lieber David, du gehst mir ganz oft durch den Kopf. Scheinst du doch ganz schön in Not zu sein. Bei jeder Gelegenheit entladen sich all dein Zorn und deine Ohnmachtsgefühle. Euer kleines familiäres Familienteam bekommt immer mehr Dellen. Zum Glück federn Oma und Opa

so manches Mal die Anspannung ab. Doch du brauchst mehr als das, kannst ein „Nein“ nur mit großer Mühe ertragen und kämpfst, wo immer sich eine Auseinandersetzung anbietet.

Eigentlich brauchst du einen Paten, einen Erwachsenen, der das Besondere in dir sieht. Meine Idee: Mein Bekannter Jörg könnte passen. Du bist sofort begeistert. Jedes zweite Wochenende ziehst du mit deiner kleinen Reisetasche zu deinem neuen Paten. Ihr unternimmt kleine Ausflüge, ihr redet, bis ihr nicht mehr könnt und es passt.

Liebe Katja, ich finde, du hast da eine ganz gute Idee gehabt. Meine Mutter und ich haben nun auch manchmal Pause voneinander und ich mag die Wochenenden dort. Jörg redet genau so gern wie ich, er erklärt mir viel. Neulich waren wir zusammen auf dem Dom. Ich mag es dort und ich bin auch gerne bei Oma und Opa. Mit meiner Mutter gibt es immer noch viel Streit. Sie macht ziemlich viele Dinge anders, als ich es will. Ich kann und darf einfach nicht nachgeben.

Frühling 2012

Lieber David, in der Schule eskaliert es immer mehr. Eigentlich geht es immer nur um die täglichen Machtkämpfe. Der kleine Junge in Not scheint kaum erkennbar zu sein für die anderen. Dafür sorgst du gründlich. Deine Argumentationsfreude und deine ausgefeilte Motorik sind zu deinen Waffen geworden. Deine Verweigerung ist dein Panzer.

Es gibt kaum einen Morgen, der nicht mit Konflikten beginnt, richtig Spaß kann dieses Leben nicht machen. Dein Lachen ist selten geworden, deine Körperhaltung signalisiert Protest. Deine Mutter nimmt jedes Kampfangebot von dir an. Dein Zorn kennt kaum noch Grenzen, du wütest, zerstörst, kämpfst und hinterlässt bei anderen eine starre Ratlosigkeit.

Um dir ein Ventil zu schaffen, gehst du nun einmal wöchentlich zur Therapie. Deinen Erzählungen nach magst du diese Termine und nimmst dafür meist klaglos den weiten Weg auf dich. In dieser Zeit beginnst du auch mit den Chorproben an der Hamburger Staatsoper. Ganz stolz präsentierst du deinen hellen Knabensopran. Im Sommer begleitest du uns mit deiner Mutter das erste Mal auf eine Abenteuer-Kanu-Tour auf der Aller mit Übernachtung im Heuhotel. Urlaube scheinen dich zu entspannen. Doch leider versiegt die gute Stimmung in Hamburg schon nach kurzer Zeit. Ich sehe dich wachsen, groß werden, sehe den Blondschoopf voller Ideen und Möglichkeiten und spüre, wie du immer wieder auf die Bremse trittst und nicht vom Fleck kommst.

Liebe Katja, ständig bestimmen andere über mich. Ich habe manchmal das Gefühl, als ob die anderen eine andere Sprache sprechen als ich. Ich hasse all die starren Abläufe, denen ich folgen soll. In der Schule werde ich viel zu wenig gefragt, was ich möchte. Oft habe ich schon richtige Kopfschmerzen von dem ganzen Gedankenkarussell. Zur Therapie gehe ich wirklich ganz gerne, ich fühle mich ernst genommen und manchmal kann ich mir nun auch vorstellen, was die anderen von mir wollen. Der Opernchor ist richtig toll, ich freue mich jedes Mal auf die Auftritte. Und der Opernsaal und die Bühne, die sind schon wirklich sehr eindrucksvoll. Zu Hause bin ich oft ziemlich schnell „richtig hochgekocht“. Wir streiten uns ziemlich oft und ich kann meine Wut gar nicht zügeln, sie galoppiert mir einfach davon. Meine Mutter kann mich nicht stoppen. Ich weiß, dass auch sie unglücklich ist.

Dezember 2012

Lieber David, es ist ein bitterkalter Dezember. Das Projekt „Kinderzeit“ soll starten und du bist in den starting fifteen. Das Haus am Brodtener Steilufer ist gebucht, alles ist eingekauft, 15 Kinder im Alter von sieben

bis elf Jahren warten darauf, dass es losgeht. Auch einige andere Kinder aus dem Alleinerziehenden-Treff sind dabei – und natürlich du. Das Wochenende ist voller kleiner Abenteuer. Du bist nun fast acht Jahre alt und genießt die beiden Tage in vollen Zügen. Abends sitzt ihr alle im Pyjama im kleinen Aufenthaltsraum. Es ist rabenschwarze Nacht und ihr lauscht der Gute-Nacht-Geschichte. Die Zeit vergeht wie im Fluge und aus dem Kämpfer ist ein kleiner Junge mit großer Abenteuerlust geworden. Nur ungern fährst du in den Alltag zurück.

Liebe Katja, die Kinderzeit war richtig lustig. Ich fand es gut, dass wir selbst kochen durften. Das Haus war direkt am Meer und ich konnte morgens aus dem Fenster die Fischkutter sehen. Schade, dass wir im Winter da waren. Ich möchte auch gerne mal im Sommer herkommen, zum Schwimmen. Am Wochenende hatte ich nicht einmal Streit.

Sommer 2013

Lieber David, das „Mut im Bauch-Wochenende“ geht zu Ende. Du hast auf der Kinderzeit mit Leo endlich den ersehnten Freund gefunden. Ihr gründet ständig neue Clubs, denkt euch eigene Regeln und Spiele aus, kocht und experimentiert. Das Gelände ist ein Kinderparadies – riesige Sandhaufen, Brennesseln, ein Teich, der sich unter einem Teppich von Entengrütze verbirgt. Der weite Strand von St. Peter ganz in der Nähe und dazu Kaiserwetter.

Ich entdecke dich ganz neu. Du stolchst durch das Gelände, bist gut gelaunt, entspannt und genießt deine Freundschaft. Der Topf hat seinen Deckel gefunden. Dein Mut wächst, dafür schmilzt deine Wut. Zu Hause ist es immer noch ziemlich angespannt. Dennoch gibt es ab und zu auch kleine Kampfpausen. Da du ein ziemlich cleveres Bürschchen bist, werden die Konflikte dafür aber auch immer haariger. Ob wir es schaffen, deine Wut zu schmälern?

Liebe Katja, die Kinderzeit-Wochenenden sind einfach super. Die Nächte sind lang und lustig und morgens bin ich knallemüde. Am Montag bin ich immer richtig schlapp. Aber auf keinen Fall sollt ihr das ändern. Das Meer ist richtig toll hier und der Strand so weitläufig. Ich liebe es, wenn wir laut tönend mit dem Radio voll aufgedreht über den Strand brausen. An den Wochenenden ist alles richtig entspannt. Ich liebe es, bei den Mahlzeiten ganz lange am Tisch zu sitzen und zu reden und ich mag es, dass wir so viel lachen und Quatsch machen. Was machen wir eigentlich das nächste Mal?

September 2014

Lieber David, nun bist du schon stolzer Viertklässler. Deine Freundschaft zu Leo hat sich gefestigt, ihr seid bei der Freiwilligen Feuerwehr. Eine Aufgabe, die du sehr ernsthaft und zuverlässig wahrnimmst. Dort fällt es dir gar nicht schwer, dich anzupassen und du genießt die festen Abläufe dort sehr. Es gelingt dir zunehmend besser, deine Enttäuschung und Wut in Worte zu fassen. Nur manchmal vermiss ich das Kind in deinen Erzählungen, du bist ein echter kleiner Verbal-Akrobat und forderst im Gespräch meine volle Aufmerksamkeit. Am letzten Wochenende hatten wir dann unseren ersten ernsthaften Eklat. Ich war so stocksauer auf dich und habe dennoch einiges gelernt. Du hast dich im Meer in Gefahr gebracht und wolltest auf keinen Fall aus dem Wasser herauskommen. Selbst auf Rufen hast du überhaupt nicht reagiert. Also bin ich mit Klamotten in die Wellen gestiegen. Erst dann konntest du einlenken und wütend wieder an Land kommen. Auch danach konntest du dein Fehlverhalten nicht zugeben. Ich fühlte meine Ohnmacht, meinen Zorn. Erst am Abend sah ich klarer und verstand: Für dich ging es um viel mehr als das Zugeben eines Fehlers, sondern um Gewinn oder Verlust. Wie erleichtert warst du, als ich zugab, dass ich so wütend gewesen war und dich deshalb nicht hatte anhören

wollen. Erst da warst du in der Lage nachzugeben und dich in Frage zu stellen. Für mich war es diese besondere Situation, die unsere Beziehung bis heute gefestigt hat. Es war, als ob du mir von dir aus deine kleine Hand hingestreckst hast, deine Hand und dein Herz.

Liebe Katja, eigentlich wollte ich dir nur zeigen, dass ich bei jedem Wetter eine Wasserratte bin. Natürlich habe ich gesehen, dass ihr wolltet, dass ich wieder rauskomme. Und ich fand es auch gar nicht so gefährlich, trotz roter Fahne. Als du dann mit Kleidung ins Wasser kamst, war mir schon ziemlich mulmig zumute. Aber da war es ja schon zu spät. Was dann kam, war für mich eher normal: wütende Erwachsene und keine Lücke, durch die ich schlüpfen kann. Dann hast du gesagt, dass wir vor dem Schlafengehen alles geklärt haben werden. Das hat mich schon erleichtert, ich wusste nur noch nicht wie. Es bleibt ein Gefühl zurück, dass sich etwas zwischen uns verändert hat.

September 2015

Lieber David, wieder ist ein Jahr vergangen. Du bist nun kein Grundschüler mehr und besuchst die 5. Klasse. Für dich waren die letzten Monate nicht leicht. Deine geliebte Oma ist an Krebs gestorben, deshalb bist du jetzt oft bei deinem Opa. Der Tod beschäftigt dich sehr. Du und dein Opa seid ein tolles Team. In deinem Alltag hast du dir kleine Oasen geschaffen. Alle zwei Wochen besuchst du deinen Paten. Außerdem packst du einmal im Monat den „Kinderzeit-Koffer“ und reist mit uns. Als im April die erste Gruppe zu Ende geht, gehörst du zu den Verlängerern. Mit den Jüngeren zusammen verändert sich nun deine Rolle. Du denkst dir kleine Aufgaben für die anderen aus, mixt lustige Cocktails und verwandelst dich nach zu nach zu einem echten Küchenkind. Stundenlang sitzt du am Lagerfeuer, schnitzt, stapelst Holz, grillst und erzählst. Hier bist du einfach nur Kind. Deine Mutter hat inzwi-

schen einen neuen Partner gefunden und alle geben sich redlich Mühe, dich mit einzubeziehen.

Doch zu Hause fällt es dir immer noch schwer, aus den vertrauten Streitmustern ausubrechen. Der Graben zwischen euch scheint unüberwindbar. Dafür ist die Freiwillige Feuerwehr immer noch ein wichtiger Bestandteil deines Lebens. In der Schule fällt es dir noch schwer, über deinen eigenen Schatten zu springen. Deine Weigerung, eine Fremdsprache zu lernen, zieht ungenügende Leistungen nach sich und du verlierst den Anschluss. Dein Argument, überhaupt nicht ins Ausland zu wollen, lässt sich einfach nicht mit dem Lehrplan vereinbaren. Und so ist auch dieser Neubeginn steinig.

Liebe Katja, eigentlich habe ich mir alles ganz anders vorgestellt. Ich war so froh, endlich in die 5. Klasse zu kommen. Und nun ist es dort auch wieder ziemlich schwierig. Warum hat es denn wieder nicht geklappt, dass ich ein ganz normaler Schüler bin? Mein Kopf schmerzt, ich bin enttäuscht und mutlos. Auch meine Mutter kann mir nicht helfen, ich sehe einfach, dass sie mehr von mir erwartet. Und zu Hause hat sich auch vieles verändert. Mama ist verliebt – komisch, das zu sehen. Am liebsten wäre ich ganz viel bei meinem Opa, da darf ich fast alles. Warum wird es zu Hause nicht besser? Dabei wäre es doch so einfach, wenn man mich nur tun ließe, was ich will. Ich möchte gerne über mich selbst bestimmen. Schließlich weiß ich doch am besten, was ich brauche und was gut für mich ist.

September 2016

Lieber David, wir sitzen am Lagerfeuer – Seite an Seite und haben „unsere Zeit“. Ich spüre deine Nähe. Du stellst mir viele Fragen, auf die du ernsthafte Antworten erwartest. Was für eine Zeit liegt hinter dir! Und nun sitzt du hier, entspannt, vertrauensvoll und ganz weich... Die

Beziehung zu deiner Mutter war wieder auf eine echte Zerreißprobe gestellt, so dass – da war ich sicher – ihr nicht länger zusammenbleiben konntet. Sie konnte sich eine Unterbringung in einer Wohngruppe vorstellen, nah genug, um dich jederzeit sehen zu können, aber mit einem Rückzugsort für jeden von euch. Sie bat mich um Unterstützung, etwas Geeignetes zu finden und um die Anbahnung zum Jugendamt. Wir beschlossen, dich erst einzubeziehen, wenn es eine reale Chance auf einen solchen Platz gab. Und dann wurde zum Sommer ein Platz in unserer „Wunschwohngruppe“ frei. Die Tatsache, dass zwei der Kinderzeit-Teamer dort arbeiteten, sollte dir den Übergang erleichtern. Dazu war dein Zuhause nur eine Viertelstunde entfernt. Nun musste nur noch jemand mit dir sprechen. Mir war es sehr wichtig, dir alles selbst zu erklären. Zwar hatte ich Angst vor der Verletzung und dem Schmerz, die ich dir zufügen würde, aber auch vor der Verweigerung. Ich erklärte, antwortete ... und bat dich um dein Vertrauen, dass ich für dich das Richtige ausgesucht hätte, um dich zu schtzen und vor allem, um deinem ewigen Kampfgeist eine Ruhepause zu gönnen. Du hattest Tränen in den Augen und dann sagtest du zu meinem großen Erstaunen: Wenn du das für richtig hältst, mache ich das. Du hast mich damit tief bewegt und ich habe dir versprochen, für dich da zu sein, wenn du mich brauchst. Kurz vor den Sommerferien bist du dann in die Wohngruppe gezogen. Danach stand für dich noch ein weiterer Schulwechsel an. So viel Neues auf einmal, so viele Konflikte, so viele (gute) Lösungen, so viele Brücken über tiefe Gräben. Und nun sitzt du neben mir am Feuer, vertraut, nahe und hast einen großen Schritt getan, um Neues zu wagen.

Liebe Katja, ich bin froh, dass ich immer noch ein Kinderzeit-Kind bin. Die Wochenenden fühlen sich zum Glück vertraut an. In der Wohngruppe geht es mir gut, ich bin weiterhin bei Opa und Jrg, bei der Feuerwehr und auch bei Mama. Wenn es Streit gibt, kann ich gehen. Aber es ist jetzt nur noch selten. Wir telefonieren oft und Mama geht auch mit mir zu einer Beratung. Die Therapie habe ich noch, nicht mehr so

oft und nur noch so lange ich sie selbst möchte. In der Wohngruppe, finde ich die Betreuer richtig nett. Nun bin ich auf einer neuen Schule und muss ordentlich ackern. Englisch kann ich ja gar nicht und auch sonst habe ich riesige Lücken. Die letzten Wochen auf der alten Schule waren mehr als bescheiden. Wie lange darf ich eigentlich noch in der Kinderzeit bleiben?

September 2017

Lieber David, wieder liegt ein Jahr hinter uns und du bist immer noch an den Wochenenden da. Die Wohngruppe ist dein zweites Zuhause geworden und du fühlst dich sehr wohl dort. Ganz viel Anspannung ist von dir abgefallen und du bist fröhlicher und ausgeglichener geworden. In der Schule hast du einen Film gedreht, du triffst dich mit Gleichaltrigen zum Schwimmen. Trotz des Lernstresses fühlst du dich an der neuen Schule wohl und entwickelst den Ehrgeiz, alles aufzuholen. Die Streitigkeiten mit deiner Mutter haben sich beruhigt und ihr könnt das Zusammensein immer mehr genießen. Im Sommer warst du das erste Mal verliebt. Ich sah euch nebeneinander hergehen, Hand in Hand, und war berührt von deiner Zartheit.

Du bist so viel kompromissbereiter geworden. Wir haben immer noch unsere eigene Zeit miteinander und du denkst über den Abschied aus der Kinderzeit nach, planst ihn, verwirfst ihn, zgerst und bist froh, dass er noch nicht stattfinden muss. Wir lassen dir die Zeit, den richtigen Zeitpunkt für dich selbst herauszufinden.

Liebe Katja, weit du eigentlich, dass ich nun schon ein Jahr in der Wohngruppe wohne? Ich hatte damals wirklich Angst davor. Ich staune, beobachte und verstehe, dass ich nicht das einzige Kind bin, das Schwierigkeiten hat. Dabei hat sich vieles geregelt. Ich erlebe so viel Neues, habe das erste Mal ein richtiges Fastenbrechen mitgemacht,

war mit der WG im Surfcamp und habe jetzt viele Menschen, denen ich mich anvertrauen kann. Auch mit meiner Mutter klappt es jetzt richtig gut. So macht das Leben auf jeden Fall mehr Spaß.

NOVEMBER 2018

Lieber David, dies ist erst einmal der letzte Eintrag in unserem Tagebuch. In einem Monat wirst du 14 Jahre alt, ein Jugendlicher. Unsere Beziehung hat eine neue Farbe bekommen. Auch den zweiten Kinderzeit-Durchgang hast du bis zum Ende mitgemacht und jetzt fährst du als „großer Bruder“ weiter mit auf Reisen. Seit Ende letzten Jahres hast du wieder Kontakt zu deinem Vater und hast sogar einen kleinen Halbbruder. Du bist nun alt genug, um selbst zu bestimmen, wie intensiv die Beziehung werden soll und das tust du mit Bedacht. Im Frühjahr hast du dich entschieden, weiterhin in der Wohngruppe zu bleiben. Du wolltest den neugewonnenen Boden mit deiner Mutter nicht gefährden. In der Schule läuft es immer besser, du hast schon viel aufgeholt, bist nun im Boxprojekt „Gefangene helfen Jugendlichen“ und hast auch der Kinderzeit den Kontakt vermittelt. Im Sommer waren wir wieder gemeinsam auf Kinderreise und du hast deine Rolle als „großer Bruder“ mit großer Ernsthaftigkeit ausgefüllt. Ich sehe uns beide am Strand. Du schaust mich an und meinst: Vielleicht stehe ich hier in zehn Jahren als Leiter der Kinderzeit und erzähle den anderen von meiner Zeit als Kind.

Liebe Katja, ich bin jetzt viel sicherer geworden. Vieles hat sich gefügt. Mit meinen Eltern habe ich für mich einen guten Weg gefunden. Natürlich kann ich immer noch richtig streiten, aber ich habe verstanden, dass man auch ohne Konflikte Einfluss nehmen kann. Wenn ich bei euch mitfahre, fühle ich mich immer, als ob ich zu einer ganz besonderen Familie nach Hause komme. Wir sitzen am Tisch. Wir kochen, essen, lachen. Das Lagerfeuer lodert und die nächsten Abenteuer warten.

Professionelle Prinzipien

Nachfolgend beschreiben sozialpädagogische Fachkräfte grundlegende Denk- und Handlungsweisen der Kinder- und Jugendhilfe des Rauhen Hauses.

Sozialräumliche Orientierung

In meiner Arbeit ist ein verlässliches Netzwerk unerlässlich. Man kann sich Hilfe holen und auch anderen Unterstützung bieten. Grundlage dafür ist Vertrauen. Das muss wachsen und ist meist das Ergebnis guter, herzlicher persönlicher Kontakte. Diese tragen dann oft über Jahre. Dieses Netzwerk ist für alle wie ein Sicherheitsnetz – man ist nicht allein, wenn es schwierig wird.

Ich arbeite gern mit anderen, schätze ihre Kompetenz und neue Impulse. Hier im Hamburger Osten können wir auf viele sozialräumliche Angebote zurückgreifen. Das sind zum einen Beratungsangebote, zum Beispiel bei Suchtproblemen, und andere Hilfen für Kinder und Jugendliche, die bei uns wohnen. Wir sind gut vernetzt mit Schulen und ihren pädagogischen Angeboten. Darüber hinaus bietet das Quartier viele Möglichkeiten zur aktiven Freizeitgestaltung. Wir schauen individuell, was zu einem jungen Menschen passen könnte. Die Kinder und

Jugendlichen können die Bücherhalle oder Sportvereine nutzen, das Haus der Jugend steht ihnen offen, sie können schwimmen oder ins Kino gehen.

Für Kinder und Jugendliche, die bei uns leben, ist es oft nicht leicht, sich auf neue Erfahrungen einzulassen. Viele haben wenig Stabilität in ihrem bisherigen Leben erfahren. Sie müssen erst einmal Vertrauen aufbauen und die Wohngruppe als ihren Schutzraum annehmen. Kontinuität ist sehr wichtig! Viele haben gar kein unbeschwertes Leben als Jugendliche. Sie sind mit anderen Dingen beschäftigt. Wenn es gelingt, dass sie schließlich selbst aktiv werden, dann ist das großartig.

Über Kirchengemeinden oder das Jugenderholungswerk organisieren wir Ferien. Wer nicht mitfahren möchte, der kommt während der Ferienzeit in einer anderen Wohngruppe unter. Dazu stehen wir vor allem innerhalb des Rauhen Hauses im ständigen Austausch: Wo ist noch ein Notbett frei? Wer kann einspringen? Da klappt die Vernetzung sehr gut.

Für mich bedeutet sozialräumliche Orientierung ein Netzwerk, in dem Lasten auf verschiedene Schultern verteilt werden. Gemeinsam können wir sie gut tragen.

Ressourcenorientierung

Wenn Kinder auffällig werden und Symptome zeigen, dann ist in der Regel die Ursache für die Auffälligkeiten in der Familie zu finden – sie hat für das Problem aber auch die passende Lösung. Meine Aufgabe als Sozialarbeiterin ist es nicht, diese Lösung zu bieten, sondern sie zu erkennen. Ich bin sozusagen die Hebamme für persönliche Ressourcen. Dabei ist nicht jede Geburt leicht.

Ressourcenorientierung ist ein wichtiger Bestandteil der Sozialen Arbeit. Sie beschreibt die Haltung, die den Blick des Sozialarbeiters auf die Familie und ihre Symptomatiken prägt. Wenn wir Ressourcen

abfragen, dann fragen wir damit auch nach Kraftquellen, die Menschen stärken. Das können persönliche Ressourcen sein: Ist jemand gut strukturiert? Kann er lesen und schreiben? Ist er gläubig? Familiäre Ressourcen liegen in positiven Bindungen der Familienmitglieder; materielle Ressourcen können eine ausreichend große Wohnung, eine feste Arbeit, ein Auto, ein PC oder ausreichend Geld für den Alltag sein. Eine gute Nachbarschaft oder eine gute Infrastruktur sind sozialräumliche Ressourcen. Alle diese Kraftquellen können Familien nutzen.

Einen unverstellten Blick auf die Familien und ihre Symptome zu haben, ist oft nicht einfach. Dafür ist neben dem richtigen Handwerkszeug auch eine gute Intuition nötig. Jedes Familiensystem sucht sein Fließgleichgewicht. Damit dies gelingt, biete ich mein Wissen und meine eigenen Ressourcen an.

Wir können diese Arbeit nur machen, wenn wir selbst etwas haben, was uns auffüllt. Mein Glaube trägt mich in Krisen, aber auch die Anerkennung, Akzeptanz und Wertschätzung im Team.

Achtsamkeit und Mindset

Achtsamkeit bedeutet, schwache Signale wahrzunehmen und darauf zu reagieren. Entwickelt wurde das Konzept für Hochrisikoeinrichtungen, zum Beispiel Ölplattformen oder für die Installation von Fahrstühlen – also dort, wo durch Unachtsamkeit ein großer Schaden entstehen kann.

Das Erwartbare kann ich managen, da kann ich vorbauen. Aber das Unerwartete kann immer passieren. Das so früh wie möglich zu erspüren und auf dieses Gefühl zu reagieren: „Irgendetwas stimmt hier nicht“ – das ist Achtsamkeit.

Ein Beispiel: Ich bin mit einem Klienten verabredet und er kommt nicht. Ich kann es einfach zur Kenntnis nehmen und früher Feierabend machen. Ich kann aber auch versuchen, ihn anzurufen oder ihm eine

Nachricht schreiben: Gibt es ein Problem? Ich mache mir Sorgen. In dem Moment bin ich achtsam, denn ich reagiere auf sein schwaches Signal, also seine Abwesenheit.

Achtsamkeit ist eine Mischung aus Sensibilität und Handwerkszeug. In der Sozialen Arbeit haben wir beim Rauhen Haus einen richtigen Handwerkskasten, das Mindset. Das ist ein Kasten mit Karten, auf denen in komprimierter Form alle Fragen, Ideen und Denkmöglichkeiten gesammelt sind, die achtsames Handeln fördern können. Um damit in den Teamsitzungen arbeiten zu können, braucht es eine Schulung. Bei uns bin ich der Mindset-Multiplikator. Ich bin seit fünf Jahren im Thema und besuche regelmäßig Schulungen und Workshops zum Thema.

Einige Kollegen waren zuerst skeptisch: Was soll das? Was müssen wir jetzt noch machen? Wir haben doch so wenig Zeit. Mittlerweile arbeiten wir gut damit, aber natürlich braucht es einen Verantwortlichen, sonst staubt der Kasten wieder ein. Das Mindset ist wie ein Motor, den man am Laufen halten muss.

Wir nutzen die Karten bei den Teamsitzungen. Zum Teil wähle ich die jeweilige Karte willkürlich aus, manchmal spreche ich damit auch gezielt ein Thema an. Und manchmal ziehe ich einfach eine Karte, die lustigerweise oft auch den Nagel auf den Kopf trifft. Ich lese die Karte vor, dann tauschen wir uns im Team darüber aus. Durch die Wiederholung der Botschaften und durch die Routine bleibt mir Achtsamkeit präsent.

Für mich sind die Karten wie Blitze in der Gewitterwolke. Sie bringen einige Areale besonders zum Leuchten, machen sie bewusst und greifbar. Man kann das Mindset auch mit eigenen Karten ergänzen, es ist ein wachsender Organismus.

Was sich durch die Nutzung des Mindsets geändert hat? Ich persönlich finde, dass sich Verantwortung deutlich anders anfühlt. Wenn mit einem Klienten etwas schief lief, hatte ich oft das miese Gefühl, dass ich für die Krise verantwortlich bin und sie jetzt managen muss. Das Mindset hilft mir, die Krise nicht als meine zu erleben. Es macht mich schon im Vorfeld handlungsfähig, weil sich das Problem meist schon

durch schwache Signale angekündigt hat. Wenn ich diese wahrgenommen und darauf reagiert habe, dann arbeite ich präventiv und proaktiv.

Ich bin nicht die Feuerwehr, die dann alle Hebel in Bewegung setzt, wenn es brennt. Der Klient muss selbst handeln. Ich kann ihm Wege und Möglichkeiten aufzeigen, aber er ist ein freier, denkender Mensch, der für sein Leben selbst verantwortlich ist. Ich muss sein Problem nicht lösen. Ich habe auch gelernt zu akzeptieren, dass manches außerhalb meiner Entscheidung liegt und dass trotzdem etwas Gutes dabei herauskommt. Das ist sehr entlastend.

Religions- und Kultursensibilität

Wie groß kulturelle Unterschiede sein können, habe ich selbst erlebt, als ich ein Jahr lang in China als Deutschlehrerin gearbeitet habe. Diese eigene Erfahrung, sichtbar Ausländerin zu sein, hilft mir in meiner Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund. Doch Fremdheit ist mehr als ein anderes Aussehen, sie ist überall aktuell. Im Studium der Sozialen Arbeit kamen wir Studierenden aus unterschiedlichen Kulturen und wir haben solche Fragen oft diskutiert: Wie ist das Rollenverhalten von Mann und Frau? Wie zeigt man seinen Glauben?

Der Begriff Religion weckt bei manchen Menschen negative Assoziationen, einige haben schlechte Erfahrungen mit verfasster Kirche gemacht oder sind glaubensfern erzogen. Glaube ist ein neutralerer Begriff, er ist offener und meint in erster Linie den Lebensglauben. Was stärkt mich, was ist meine Kraft- und Hoffnungsquelle? Da fühlen sich fast alle angesprochen.

Glaube ist etwas Persönliches, darüber sprechen wir selten. Mir ist das klar geworden, als mich ein Grundschüler fragte, ob ich an Gott glaube. Ich kam ins Stottern und wusste nicht, ob ich als Erzieherin dazu etwas sagen darf. Im Studium bekam man keine Hilfe für die Frage, was Glaube mit dem Beruf zu tun haben könnte.

Mit dem Konzept Religions- und kultursensibler Arbeit (RKS) kam ich bei einer Weiterbildung in Kontakt. Das hat mir sehr geholfen, aber auch viel abverlangt. Ich habe mir selbst darüber klar werden müssen, was mich stärkt, woran ich glaube. Sich zu bekennen, ist ganz schön schwierig. Wichtig ist es, eigene Worte dafür zu finden. Nur so kann man mit Menschen darüber ins Gespräch kommen.

Zu Anfang hatte ich Bedenken, mit Klienten über ihren Glauben zu reden. Ich hatte Sorge, übergriffig zu sein oder Grenzen zu überschreiten. Und ich musste mir klar darüber werden, was ich von mir selbst zeigen möchte. Dabei geht es oft gar nicht konkret um Religion oder Glauben, sondern um Respekt und Interesse am Leben des Anderen. So entsteht Augenhöhe.

Vieles in unserem Leben ist von Differenzdenken bestimmt – das sieht man vor allem in der Politik. Bei RKS geht es darum, Verbindungen herzustellen, eine gemeinsame Basis zu finden. Gerade junge Menschen, die keinen Plan haben, können so Haltepunkte im Leben finden, die sie tragen. Das gelingt nicht immer, aber es ist eine Möglichkeit, die eigene Kraft zu entdecken und zu nutzen.

Meine eigene Kraftquelle ist die Musik, sie ist meine Verbindung zu Höherem und zu anderen Menschen – das ist wie beten.

Pflegekinderdienst

Den Pflegekinderdienst gibt es beim Rauhen Haus bereits seit 16 Jahren. Wir sind mit Büros in Wandsbek und Mitte vertreten. Unsere Aufgabe besteht darin, Kinder zu vermitteln, die in ihren eigenen Familien nicht mehr leben können und die Pflegefamilien zu betreuen. Die Gründe dafür, dass Kinder nicht mehr zu Hause leben können, sind vielfältig. Immer häufiger sind Eltern aufgrund psychischer Erkrankungen nicht mehr in der Lage, die Bedürfnisse ihres Kindes zu erkennen und adäquat darauf zu reagieren. Alkohol und Drogen spielen eine

Rolle, körperliche Gewalt eher selten. Junge Mütter können mit der Betreuung ihres Kindes überfordert sein und natürlich gibt es auch Kinder, deren Eltern verstorben sind, aber auch das ist die Ausnahme. Die meisten Kinder haben in ihrem jungen Leben schon viel erlebt; einige sind traumatisiert, andere haben Vorschädigungen, etwa weil die Mutter in der Schwangerschaft Alkohol getrunken hat.

Zuerst schaut das Jugendamt bei der Vermittlung der Kinder im familiären Umfeld. Gibt es Verwandte, die die Kinder nehmen würden? Viele Kinder können tatsächlich in Verwandtenpflege vermittelt werden.

Wenn ein Kind in eine Familie vermittelt wird, wird genau geprüft, ob die Familie sich auch als Pflegefamilie eignet. Der Grund: Diese Pflege erfolgt im Sinne des Kinder- und Jugendhilfegesetzes mit einer Genehmigung durch das Jugendamt. Es gibt feste Eignungsparameter, zum Beispiel ein erweitertes polizeiliches Führungszeugnis, Drogentests, ein ausreichendes Einkommen, eine gesundheitliche Eignung und ausreichender Wohnraum. Als Faustregel gilt, dass die Altersdifferenz zwischen Pflegekind und Pflegeperson nicht mehr als 50 Jahre betragen sollte. Zusätzlich zu vielen beizubringenden Bescheinigungen müssen Pflegeeltern noch umfangreiche Schulungen mitmachen, die sie über Themen wie den Umgang mit Traumatisierung oder Erkrankungen der Kinder vertraut machen.

Bei der Verwandtenpflege leben die Kinder oft schon in der Familie, die die Verwandtenpflege übernehmen will. Nicht immer fällt die Eignungsprüfung positiv aus. Das heißt aber nicht, dass die Kinder dann sofort wieder aus der Familie entnommen werden. Sie wird lediglich nicht vom Jugendamt offiziell mit der Pflege beauftragt. Im Interesse des Kindes verbleibt dieses oft in der Familie, manchmal mit Begleitung durch das Jugendamt mit anderen Hilfen.

Nicht nur Verwandte, auch andere Familien möchten gern ein Kind als Pflegekind aufnehmen. Eine wichtige Voraussetzung für die Pflegefamilie ist die Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den leiblichen Eltern. Eine Pflege ist eben keine Adoption, eine Rückführung in die

leibliche Familie ist optional möglich. Das macht vielen Pflegeeltern Angst, kommt in der Praxis aber recht selten vor. Ich finde, dass Pflege ehrlicher als eine Adoption ist – und einfacher für die Kinder, denn der Kontakt und die Arbeit mit den Eltern bleiben und somit auch die Chance der Auseinandersetzung.

Ich bin oft sehr berührt, wie gut Pflegeeltern ihre Aufgaben erfüllen, mit wie viel Liebe und Geduld. Was haben diese Kinder für ein Glück! Viele Pflegekinder brauchen mehr und es ist toll, dass es Menschen gibt, die mehr zu geben bereit sind.

Impressum Herausgeber: Das Rauhe Haus, Hamburg 2019, Redaktion: Mischa Leuschen, Uwe Mann van Velzen (Ltg.), mit Beiträgen von Ingo Benze, Anja Bock, Katrin Koldewey, Regine Mäkelburg, Dr. Peter Marquard, Sarah Mohr, Heike Müller, Katja Röschmann, Melanie Sturzbecher, Durdica Zugec-Brunstein, Gestaltung: Johannes Groht Kommunikationsdesign, Illustrationen: Esther Czaya, Druck: Europadruckerei, Paderborn

